

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 14 (1938)  
**Heft:** 37

**Artikel:** Verwirrung um Veronika [Fortsetzung]  
**Autor:** Brockhoff, Stefan  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-754252>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

VERWIRRUNG  
UM

# Veronika

EIN HEITERER ROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

4. Fortsetzung

Copyright 1938 by «Zürcher Illustrierte»

Ueberrascht von dem Mißverhältnis zwischen dem fürchterlichen Inhalt dieser Botschaft und der gelassenen Art, in der sie vorgebracht wurde, sah Lübbert die Zwiebel an. «Wie meinen Sie das? Wer sind Sie?»

«Ich bin Frau Knies», sagte die Zwiebel schlicht, als sei damit alles gesagt.

«Na, und?» fragte Lübbert.

«Unser Fräulein Wenkhaus im ersten Stock öffnet die Tür nicht», erklärte die Zwiebel. «Ich habe geschellt und geklopft, über eine Stunde lang. Die Milchflasche steht vor der Tür, und die Zeitung steckt noch im Briefkasten. Wer weiß, was man mit ihr gemacht hat? Auf die hat man's ja schon lange abgesehen.»

Lübbert hatte in seinem Notizbuch geblättert. «Veronika Wenkhaus, Oranienstraße 3?» erkundigte er sich, und die Zwiebel nickte nicht ohne Stolz. Der Kommissar klappte das Büchlein zu. «Da gehen Sie mal ruhig nach Hause, liebe Frau», meinte er. «Dies Fräulein Wenkhaus hat uns neulich schon einmal in einer sehr undurchsichtigen, aber wohl kaum gefährlichen Sache alarmiert. Da wollen wir mal erst noch bisschen abwarten.»

Doch die Zwiebel bewies, daß auch sanftmütige Leute hartnäckig sein können. Es gab ein heftiges Rededuell zwischen ihr und dem Kommissar, der sich am Ende der Zähigkeit seiner Gegnerin nicht mehr gewachsen zeigte. Man schloß einen Kompromiß. Lübbert war zwar nicht bereit, Veronikas Wohnungstür aufbrechen zu lassen, wie die Zwiebel das verlangte; wohl aber wollte er im Auto zu Veronikas Bruder fahren, und erst, wenn man dort von dem Mädchen nichts wußte, würde man nochmal über das Türaufbrechen reden.

Damit gab sich die Zwiebel zufrieden. Sie blieb freilich noch bis sie Lübbert ins Auto stiegen und abfahren sah; erst dann ging sie nach Hause, setzte endlich doch ein wenig befüllt von dem Gedanken, daß sie als erste den übrigen Hausbewohnern das Unglück mitteilen konnte.

Sie war mit der Verbreitung der Hiöbpost jedoch erst im dritten Stock angekommen, als sie schon wieder nach unten gerufen wurde. Lübbert erwartete sie vor Veronikas Tür. Er hielt ihr einen Brief entgegen und fragte: «Kennen Sie die Schrift?»

Die Zwiebel trocknete sich ohne ersichtlichen Anlaß erst an ihrer Schürze die Hände, dann nahm sie den Brief, sah ihn genau an und sagte «Das ist doch die Schrift von unserm Fräulein Wenkhaus.»

«Na, sehen Sie?» meinte Lübbert. «Sie haben da ein nettes Pflänzchen wohnen. Wenn sie wieder mal einen dummen Streich macht, brauchen Sie nicht gleich zur Polizei zu laufen!»

Begreiflicherweise wollte die Zwiebel Näheres erfahren und der Kommissar erzählte ihr, daß er bei Frau Seyfenbusch, der Wirtin von Heiner Wenkhaus, gewesen sei. Von einem Verschwinden der Schwester sei dort zwar nichts bekannt gewesen, wohl aber hatte Frau Seyfenbusch erklärt, daß heute früh für Heiner ein Brief seiner Schwester angekommen sei, Frau Seyfenbusch habe das an der Handschrift erkannt. Sie war sogar bereit gewesen, den Brief mit einem Verfahren, das sie seit Jahren bei der Briefpost ihrer Pensionäre mit Erfolg angewandt, zu öffnen, und wieder zu verschließen, ohne daß der Adressat etwas merken würde, — doch Lübbert hatte den Brief dann nach kurzem Bedenken beschlagnahmt und amtlich geöffnet.

Die Zwiebel faltete den Brief auseinander und, da sich alles, was im Haus zwischen Edgeschoß und dritten Stock links wohnte, versammelt hatte, las sie mit lauter Stimme vor: «Armes Häschen, ätsch, nun bin ich mit der Konkurrenz durchgegangen. Alles in Butter. Der Chauffeur scheint etwas trottelig, aber es wird schon klappen. Mach's gut. Auf bald. Grüße — Veronika!» Der Brief war zwischen fünf und sechs Uhr des vorigen Tages in der Stadt abgestempelt.

Da die Zwiebel — wie schon erwähnt — durch nichts in der Welt mehr in Erstaunen zu setzen war, gab sie den Brief ohne ein Zeichen der Entrüstung an Lübbert

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Veronika Wenkhaus, eine kleine Schauspielerin in einer großen Stadt, möchte furchtbar gern berüht werden und einmal mehr sagen dürfen als: «Gnädige Frau, es ist im blauen Salon serviert». Alle Bitten bei dem Intendanten Schrah sind vergebens, sie hat nun einmal keinen Namen, sie «zieht nicht», wie der Intendant ihr in einer Unterredung sagt. Ihr pfiffiger Bruder Heiner, ein sechzehnjähriger Gymnasiast, dessen Schulkameraden alle für die kleine Veronika schwärmen, hat sich etwas ausgedacht: wenn ihr Name erst mit dicken Lettern in der Zeitung steht, wird ihre Karriere gemacht sein. Wie stellt man das an? Beschlüssen wird — und am nächsten Tag schon ausgeführt — eine «Entführung». Als Schauplatz hat Heiner die Villa Parkstr. 70 ausgewählt, von der er weiß, daß sie vorübergehend leer steht und daß man durch eine verschämlich nicht verschlossene Kellertür eindringen kann. Heiner will sie dort mit einer Wäscheleine fesseln und sie dann allein lassen. Dann soll sie die Polizei anrufen, die das arme, überfällene Opfer befreien und in den Zeitungen groß darüber berichten wird. Der Plan wird programmgemäß durchgeführt und die Polizei ist eben daran, die «Entführte» nach allen Regeln der Kunst auszulagern. Kommissar Lübbert durchsucht das Manöver, die Polizei zieht sich zurück und der erwartete Erfolg bleibt aus. Bevor Veronika sich aus der leerstehenden Villa entfernen kann, taucht deren Besitzer, Herr Andreas Bruck, auf, der sich auf den ersten Blick in die «Entführte» verliebt. Heiner, der Bruder, schmiedet einen neuen Entführungsplan und möchte zudem durch ein besonderes Manöver den Bühnenerfolg seiner Schwester erzwingen. Er bestellt zur Abend-Aufführung im Theater seine Kameraden auf die Tribüne, die seine Schwester — sie hat in dem Stück den einzigen Satz: «Gnädige Frau, es ist schon wieder eingebrochen worden», zu sagen — bei ihrem Auftritt mit Beifall übersütten. Erstaunen, Gelächter, Skandal, Verzweiflung. Nach der Aufführung trifft Veronika Herrn Bruck, der sich ebenfalls als Helfershelfer für eine kleine Entführung zur Verfügung stellt. Wenn wird Veronika den Vorzug geben: dem Bruder oder Herrn Bruck? Sie will es auf den Zufall ankommen lassen und erklärt: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Inzwischen bespricht ein tüchtiges Einbrecher-Trio den Plan, in ein Pelzgeschäft einzudringen, das unter Veronikas Wohnung liegt, zu welchem Zweck die junge Dame vorher entführt werden müsse. Vorher aber nimmt der Entführungsplan der Schulkameraden Heiners die greifbarsten Formen an. Im Wetlauf um die Entführung gewinnen aber die Polizeiche. Sie bringen Veronika in ein vorübergehend unbewohntes Gartenhäuschen in Martinstal. Das Mädchen glaubt, es mit dem Beauftragen ihres geliebten Herrn Bruck zu tun zu haben und schickt sich zum großen Erstaunen ihrer Entführer willig in die neue Lage. Inzwischen hat in der Stadt Frau Knies, genannt die «Zwiebel», das Verschwinden Veronikas entdeckt und geht zur Polizei.

zurück, sicherte sich mit einem raschen Griff die herrenlos vor Veronikas Tür stehende Milchflasche und erklärte dann unbeirrt, es sei ja noch nicht aller Tage Abend und es werde hier im Haus schon noch ein Unglück geschehen, ihr verstorbener Mann sei ihr hintereinander jedesmal am ersten Dienstag des Monats im Traum erschienen, das bedeute nichts gutes.

Da ihr Mann im Andenken der Mieter als ein unverträglicher Säuer und Schürzenjäger fortlebte, erlaubte sich Frau Reppekuß, zweiter Stock rechts, die Bemerkung, daß, solange Herr Knies nicht leibhaftig erscheine, man vom schlimmsten Unglück verschont bleibe, was allseits beifälliges Kopfnicken auslöste, sogar bei der Zwiebel selbst.

Danach ging die Versammlung auseinander, die Zwiebel faltete das schwarze Ausgetucht sorgfältig in die alten Bügelkniffe und nahm dann die werktägliche Arbeit wieder auf. Der kleine Ausläufer aus dem Pelzgeschäft Nicolas & Co., das die ganze Vorderseite des Parterres einnahm, riß vor dem Kommissar respektvoll die Haustür auf, wobei ihn der Besitzer, Herr Nicolas, mit Wohlwollen beobachtete, denn mit der Polizei müsse man sich gut stellen, man wisse nie, wozu man sie noch mal brauche. Man wolle ja nichts heraufbeschwören, meinte er, aber immerhin besser sei besser.

Ein Glück, daß sich durch den Brief die Sache so schnell aufgeklärt hat, dachte Lübbert, als er zurückfuhr. Mit dieser Wenkhaus wollte er nichts mehr zu tun haben.

Es sollte anders kommen. Als er die Tür zu seinem Bureau öffnete stürzte ihm Heiner mit allen Zeichen der Erregung entgegen. «Herr Kommissar, meine Schwester ist weg, meine Schwester, Veronika Wenkhaus!»

Lübbert sah ihn mit einem vernichtenden Blick an. «Woher wissen Sie das eigentlich?» fragte er kühl.

«Ich komme gerade von ihrer Wohnung», stieß Heiner atemlos hervor.

«Ich denke, Sie haben am Vormittag Schule, junger Freund?» Lübbert sah ihn durchbohrend an. «Oder?»

Heiner war auf so viel Zwischenfragen nicht gefaßt. Er hatte geglaubt, seine Nachricht würde besser zünden. «Ich habe heute die beiden letzten Stunden frei», stammelte er, etwas aus der Fassung gebracht. «Da haben wir Turnen, und weil ich mir einen Knöchel verrenkt habe, bin ich dispensiert.» Daß er sich für seine Aktion die beiden Turnstunden hatte freigeben lassen, entsprach sogar der Wahrheit, was man freilich von dem verrenkten Knöchel nicht behaupten konnte.

Lübbert tat plötzlich wieder interessiert. «Ja, und was glauben Sie, was mit Ihrer Schwester los ist? Meinen Sie, daß sie wieder in einem fremden Haus, wie ein Lachschinken verschnürt, am Boden liegt? Oder was für Theorien vertreten Sie, Verchrtester?»

Heiner war es nicht sehr wohl in seiner Haut. Was war nur in diesen Lübbert gefahren? Veronika hatte doch gesagt, er sei so nett gewesen. «Ich weiß ja nicht», meinte er etwas gedrückt. «Aber es liegt natürlich nahe, wieder an eine Entführung zu denken. Nachdem die erste mißglückt ist, könnten die Verbrecher ja eventuell, unter Umständen... meine ich... auf neue versucht haben...»

«Ach, ich habe ja etwas für Sie», unterbrach der Kommissar plötzlich in freundlichem Ton. «Ich war bei Ihrer Wirtin, und sie hat mir, falls ich Sie zufällig treffen sollte, Ihre Post mitgegeben. Vielleicht lesen Sie, bitte!» Er reichte Heiner mit einer liebenswürdigen Geste Veronikas Brief hin.

Heiner riß den Brief auseinander und bekam einen flammend roten Kopf.

«Ein harter Schlag, nicht wahr?» hörte er Lübbert sagen. «Wollen Sie einen Schluck Wasser? Vielleicht können Sie jetzt auch Ihre These über den Verbleib Ihrer Schwester etwas genauer präzisieren. Sie müssen doch wohl im Bilde sein, wie man aus dem Inhalt des Briefes unschwer entnehmen kann.»

Ein Wort brauchte ich nur zu sagen, dachte Heiner, und ich könnte Andreas Bruck reinlegen und ihm die ganze Entführung kaputt machen. Aber schließlich hing auch Veronika in der Geschichte drin. Nein, ihr zuliebe mußte man den Mund halten und den Ahnungslosen spielen.

«Ich bitte Sie, Herr Kommissar!» legte er los. «Was denken Sie von mir? Glauben Sie, ich spiele hier Komödie? Ja, der Brief! Ich verstehe ihn ebenso wenig wie Sie. Wahrscheinlich haben die Verbrecher meiner Schwester diesen Brief erpreßt, um alle Nachforschungen im Keime zu ersticken. Solche erpreßten Beruhigungsbriefe kommen doch tausendmal vor, sollten Sie wissen. Ich muß doch darauf dringen...»

«Und ich muß darauf dringen, daß Sie noch am Rest Ihrer Turnstunde teilnehmen», unterbrach Lübbert und öffnete mit einer unmißverständlichen Bewegung die Tür. «Sie verschwenden Ihre kostbare Zeit, lieber Freund. Ihrem kranken Knöchel wünsche ich gute Besserung!»

Die Tür schlug zu. Heiner konnte es sich nicht verheimlichen, daß man ihn schlicht und einfach hinausgeworfen hatte. Bekümmert stieg er die Treppe hinunter. Unten erwartete ihn die «Amöbe», die sich just an diesem Vormittag auch einen Knöchel verstaucht hatte. Sie kam mit übertriebenem Humpeln auf Heiner zu. «War's ein Erfolg?» erkundigte sie sich voll Interesse.

«Laß das Theater!» fuhr Heiner unwirsch auf. «Wir gehen jetzt ins Turnen. Verstanden?»

Die Amöbe kroch in sich zusammen und wurde noch winziger als sonst. Kleinlaut schlich sie hinter Heiner her, der jetzt in einem Anfall von trotziger Verzweiflung auf die Turnhalle zusteuerte. Die Amöbe betrachtete ihn von der Seite, nicht ohne Besorgnis. In eine Stunde zu gehen, die man sich schon hatte freigeben lassen! Das war wirklich ein beachtlicher Grad von Verücktheit!

Jetzt sind es genau fünf Tage, dachte Veronika und gähnte lang und ausgiebig. Wie endlos sich so ein Tag hinzieht, wenn man nichts rechtes zu tun hat. Ausgehen durfte sie nicht, sie war noch nicht aus dem Garten

(Fortsetzung Seite 1120)

herausgekommen. Am Spätnachmittag kam hin und wieder mal der Chauffeur oder einer seiner beiden Freunde. Wenn das Häuschen noch mehr Arbeit gemacht hätte! Aber das war alles so liliputhaft, das war jeden Tag in einer halben Stunde erledigt. Auch mit Kochen konnte man die Zeit nicht totschlagen. Wenn man allein aß, hatte man nie Appetit. Einmal hatte sie Max und seine beiden Freunde zum Essen eingeladen, aber eine zweite Einladung hatten die drei einmütig und standhaft abgelehnt. Anscheinend hatte es ihnen das erstmal nicht geschmeckt. Warum eigentlich? Abgesehen davon, daß die Kartoffeln etwas hart und glasig waren und das Gemüse ein klein wenig angebrannt, war doch alles gut gewesen. Daß der dicke froche Kater Ludwig, der sich hier dauernd in den Gärten herumtrieb im letzten Moment, während sie den Tisch deckte, den Braten von der Platte gestohlen hatte und damit abgezogen war, daran war sie doch nicht schuld!

Die «Agnes Bernauer» konnte sie nun fast auswendig. Morgen würde sie «Herodes und Marianne» anfangen. Hoffentlich war bald ein Hebbel-Jubiläum! Sonst würde man ja soviel Hebbel, wie sie hier lernte, in zehn Jahren nicht spielen.

Zu lesen hatte man auch nichts rechtes. Komisch, daß Andreas überhaupt keine Bücher in dem Häuschen hatte! Nur eine praktische Anleitung zum Kleingartenbau mit einem Anhang über Geflügel- und Kleintierzucht! Dagegen war selbst die Lektüre noch kurzweiliger, die der dicke Mulme herbeischleppte, der immer aussah, als hätte er Zahnschmerzen. Aber auch die Sachen hatte Veronika längst aus: «Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden», «Graf Bodos Verlobnis», «Wem nie durch Liebe Leid geschah», «Die Schloßherrin von Eckbertsburg», «Wer nie die kummervollen Nächte...» und wie das alles hieß — nein, dann schon lieber die Kleintierzucht!

Aber das war ja alles nicht das Aergerlichste. Viel beunruhigender war es, daß von der Entführung nichts in die Zeitung kam. Wie war das nur möglich? Mein Gott, man lebte doch schließlich nicht in der indischen Dschungel, daß hier jemand für fünf Tage verschwinden konnte, ohne daß ein Hahn nach ihm krähte. Was war nur mit der Polizei los? Die mußte sich doch mal rühren. Wenn man das alles wieder gemacht hätte, ohne irgend eine Wirkung, nein, das wäre wirklich das Schlimmste, was einem passieren konnte.

Wahrhaftig das Schlimmste? Hand aufs Herz, es gab noch etwas Schlimmeres: wo steckte Andreas? Warum kam er nicht? Geschäftsreise hin, Geschäftsreise her, schließlich gab es eine Post, die zuverlässig funktionierte. Er hätte doch mal schreiben können, er wußte doch, wo sie war. Vielleicht hätte sich die Geschäftsreise in diesen Tagen auch verschoben lassen, bei einigem gutem Willen. Manchmal hätte man gerade heulen können. Jetzt hatte sie sich so gefreut, daß er täglich kommen würde, und dabei — fünf Tage.

Nein, wenn er bis morgen nicht käme, würde sie wenigstens ausgehen. Sie wollte mal wieder Leute sehen. Max und seine Kumpane waren ja ganz nett, aber auf die Dauer war das kein Umgang. Sie hatten sich ja schon sehr gebessert, das mußte man ihnen lassen. Aber Veronika hatte auch Mühe genug gehabt, sie etwas zu erziehen. Anfangs hatten sie ein Benahmen gehabt, unglaublich, so etwas, gefucht und gespuckt, beim Skat spielen einander betrogen, einmal war einer total bezecht angekommen, nein, auf Baunscheidt benahm sich jeder Knecht besser. Jetzt hingen überall Schilder herum: «Ich fluch nicht mehr, denn es ist mir zu teuer, weil jeder Fluch kostet 10 Pfennig Steuer». Spucken war noch schwerer verpönt; rot unterstrichen und in nächster Amtsstube prosa leuchtete über der Tür, direkt unter dem brandgemalten Spruch «Gruß Gott, tritt ein...» ein riesiges, weißes Pappschild: «Spucken wird mit einer Buße von 50 Pfennig und sofortiger Ausweisung geahndet.» Auf dem Tisch stand eine Nippesfigur, Amor und Psyche darstellend, bei der der Amor trotz der prekären Situation, in der er sich befand, noch in stände war, ein Schild darzubieten, welches verkündete, daß derjenige, der beim Kartenspiel mogele, für zwei Tage vom Spiel ausgeschlossen werde. Über dem Gartenpfortchen hing eine Bekanntmachung, die Betrunkenen das Betreten des Grundstückes strikte untersagte. Ja, ja, man hatte sich eingerichtet, so gut es ging, aber jetzt war es bald genug. Die drei waren folgsam und artig, das mußte man zugeben, neulich, als Veronika entdeckte, daß sie ihren Hausschlüssel verloren hatte, hatten sie ihr einen ganzen Tag lang suchen helfen. Wo der Schlüssel nur hingeraten sein mochte? Sie hatten das Haus und den ganzen Garten durchwühlt, und nichts gefunden. Na, eventuell würde einer von den dreien einen neuen Schlüssel machen können, der Jakob war ja Schlosser und der Mulme wohl etwas ähnliches. Die Werkzeuge, die sie immer mitbrachten, sahen so aus wie Schlossersachen, alle aus Metall. Veronika putzte sie jeden Tag blank; sie glänzten dann, als sollten sie auf eine Ausstellung. Es waren sicher wertvolle Werkzeuge. Jakob und Mulme gingen immer so vorsichtig damit um und taten sie so sorgfältig weg. Die beiden waren sicher gewissenhafte und geschickte Handwerker. Klar, Andreas würde sich seine Leute schon ausgesucht haben, der nahm nicht jeden.

Draußen quietschte die Gartentür. Dann klopfte es, leise und manierlich, das war Max, man merkte es am Klopfen.

Max erschien mit einem großen grauen Pappkarton. Er strahlte übers ganze Gesicht. «Vom Chef», sagte er geheimnisvoll.

Veronika sprang auf. «Wo?» brüllte sie. «Geben Sie her — den Brief!»

Max war das Bedauern selbst. «Leider kein Brief», erklärte er. «Der Chef hat in die Fabrik geschrieben, er sei furchtbar gehetzt, hoffe aber, in paar Tagen zurück zu kommen. Und für Sie, Fräulein Wenkhaus, schickt er ein kleines Geschenk. Machen Sie mal auf!»

Mit hastigen Fingern riß Veronika die Umschnürung des Pakets auf. Als sie den Deckel hob, kam weißes Seidenpapier, unzählige Lagen, und dann erschien: ein Pelz, ein Pelzmantel, hellgrau und silbrig und ganz leicht.

«Das ist ein Pelz für die Uebergangszeit», erklärt Max mit erstaunlicher Fachkenntnis. «Heben Sie mal, leicht wie ein Sommermantel. Es ist ein ganz kostbares Stück. Sehen Sie die Farbe, ganz selten! Das ist das Fell von dem noch ungebornen Jungen einer bestimmten persischen Schafsrasse. Das Mutterschaf wird kurz, ehe es wirft, geschlachtet, und die Jungen dann herausgenommen und gehäutet.»

Veronika fand selbst, Andreas hätte es direkt übernommen. Sie wäre auch schon mit dem persischen Mutterschaf zufrieden gewesen. Und nun gar die ungebornen Jungen! Eine herzlose Methode im Grunde. Aber na, sie konnte die Perser nicht ändern, und der Pelz war wundervoll.

Wenn Max geglaubt hatte, Veronikas Ungeduld habe sich durch den Pelz etwas gelegt, so hatte er sich geirrt. Im Gegenteil, Veronika war noch nicht fünf Minuten lang im Pelz vor dem Spiegel auf und ab marschiert, da erklärte sie mit entschlossener Miene: «Ich gehe jetzt aus!»

Max hätte bald der Schlag getroffen vor Schreck. «Sie sind nicht recht bei Troste!» stieß er respektwidrig hervor.

Veronika maß ihn mit einem vernichtenden Blick. «Wie reden Sie mit mir?»

Zum Glück besann sich Max wieder auf seine Rolle. «Um alles in der Welt, Fräulein Wenkhaus, Sie wissen, ich bin dem Chef dafür verantwortlich, daß Sie nicht ausgehen. Wenn man sie hier im Ort erkennt, dann ist doch ihr ganzer Plan zunichte.»

«Dann sorgen Sie dafür, daß man mich nicht erkennt. Glauben Sie, ich wäre umsonst beim Theater gewesen? Ich werde mich schon so zurecht machen, daß mich niemand in mir vermutet. Sie müssen mit nur eine Perücke verschaffen. Schwarz oder dunkelbraun. Dann schminke ich mich schon so, daß ich ganz unkenntlich bin. Aber ich will jetzt hier raus. Ich will wieder mal unter Menschen.»

Max beschwor sie bei allen Himmeln. Er entfaltete eine Beredsamkeit, über die er im stillen selbst staunte. Doch Veronika hatte den härteren Kopf. Sie erklärte immer wieder, es sei ihr einfach zu langweilig hier, sie halte es nicht mehr aus, und ab morgen werde sie ihre Besorgungen in dem Ort machen wie jeder andere Mensch auch. Schließlich kam man sich auf halbem Wege entgegen; Max ließ den Ausgang schweren Herzens zu, dagegen versprach Veronika, erstens: stets nur in der Perücke und gut verschminkt, zweitens: nie im Pelzmantel auszugehen, weil der zu auffallend sei, drittens: möglichst mit niemandem zu sprechen, und wenn, dann stets als die Schwester von Herrn Max Bambach, Chauffeur, zu gelten, im allgemeinen aber über Name und Art Unklarheit zu lassen. Was Punkt drei, Absatz eins, betraf, so unterschrieb Veronika ihn nur mit schlechtem Gewissen, denn sie gehörte zu den Leuten, die zehn Minuten nach Abfahrt des Zuges mit allen Mitfahrenden in angeregtem Gespräch waren, und sie wußte genau, daß sie schon vor dem Ort an der Eisenbahnstrasse mit dem Bahnwärter reden würde; aber na, dafür wollte sie Punkt drei, Absatz zwei, umso peinlicher beobachten.

Sie schrieb Max die Sachen auf, die sie zum Schminken haben mußte. Morgen früh sollte er das alles, zusammen mit einer dunklen Perücke, mitbringen; dann würde Fräulein Veronika Bambach sich mal ein wenig in Martinstal umsehen und wie jede bessere Dame nachmittags zwischen fünf und sieben Uhr ihre Besorgungen machen.

Max hing den ungebornen persischen Mutterschaf-Pelz vorsichtig und kunstgerecht in den Schrank und verschwand dann. Veronika war sehr mit sich zufrieden und glänzender Laune. Unter einem erleichterten Seufzer ließ sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf dem alten roten Plüschsofa nieder, an dem die eine Lehne fehlte, und vertiefte sich mit wohlwollendem Interesse wieder in «Wem nie durch Liebe Leid geschah...»

\*

Der Vorort Martinstal gehörte kömmunalpolitisch noch zur Stadt, die ihn vor einigen Jahren im Zuge der Eingemeindungen geschluckt hatte. Die Martinstaler waren damit Großstädter geworden und machten von dieser Bezeichnung bei auswärtigen Veranstaltungen auch ausgiebig Gebrauch. Zu Hause jedoch fanden sie die Eingemeindung, obwohl sie seinerzeit mit ihrer

Zustimmung erfolgt war, als schwere Vergewaltigung und waren streng auf ihre lokalen Interessen bedacht, zu deren Wahrung sie eigens einen sogenannten Bezirksverein gegründet hatten. Nachträglich äußerten sie sich nie anders als mißvergnügt über die Eingemeindung, und wenn sie das Plus und Minus gegeneinander abwägten, so sah das etwa so aus, daß man jetzt zwar für zehn statt für zwanzig Pfennig in die Stadt telefonieren könne, daß man aber jetzt sechszig Mark Hundesteuer gegenüber zwölf Mark vor der Eingemeindung zahle. Zehn Pfennig gewonnen und achtundvierzig Mark verloren, auf diese Formel hatte man sich geeinigt.

Doch, um gerecht zu sein, muß man gleich feststellen, daß diese mißvergnügte Hypochondrie nicht der Grundzug der Martinstaler war. Im Gegenteil, sie waren gutmütige, tolerante Leute, die das Leben im großen und ganzen sehr schön fanden und es sich so angenehm wie möglich machen wollten.

Unten am Fluß wohnten die ältesten Familien des Ortes, die Fischer, die jeden Freitagmorgen ihre Frauen mit riesigen Bottichen in die Stadt auf den Markt schickten; dann stank der Autobus, mit dem sie fuhren, noch stundenlang hinterher nach Fischen, und die Schaffner und Fahrgäste rümpften die Nase. Weiter oben im Ort wohnten die Weinbauern. Es gab nicht viel Weinberge, und der Wein war nur mittelmäßig, aber er wurde seltsamerweise gut verkauft.

Die Martinstaler hatten eine Leidenschaft, der sie viel Geld und Zeit opferten: das Theaterspielen. Das Theater in der Stadt genügte ihnen nicht, sie wollten ihre eigene Bühne haben, und sie wollten vor allen Dingen selbst spielen. Aus diesem Wunsch heraus war der Theaterverein entstanden, der nun schon auf drei fruchtbare Arbeitsjahre zurücksah, und der es an Beliebtheit mit dem alten und angesehenen «Männergesangsverein» aufnehmen konnte. Angefangen hatte man mit Weihnachtsstücken. Dann kam als erster Schritt in die profane Kunst die «Försterchristi», die begeistert aufgenommen worden war und es auf acht Wiederholungen gebracht hatte. Die nächste Neueinstudierung «Verliebte Leute», war ein kleiner Fehlschlag, über dessen Gründe noch zu reden sein wird. Doch es machte dies nichts aus, denn «Opus 3» war ein solch beispielloser Erfolg, daß von da ab der Theaterverein als gesichert gelten konnte. Dieses dritte und bis nun letzte Werk war die «Winzergastel», die im letzten Winter siebenmal gegeben worden war, und die nun, nach einer zehnwöchigen Spielpause, zum achtzigsten Jubiläum der Turngesellschaft eine feierliche Reprise erfahren sollte.

Freilich, der Theaterverein hatte einen wunden Punkt, und der soll hier nicht verschwiegen werden. Es war alles da, was man zum Spielen brauchte, nicht nur Stücke, Bühne, technischer Apparat, Dekorationen und ähnliches, nein, auch das Ensemble konnte sich sehen lassen. Da war als erster der jugendliche Liebhaber, Eduard Betzer, Betzer-Edi genannt, der Stolz des Ortes, der Liebhaber aller, der Hahn im Korbe, der maître de plaisir bei allen Bällen, der Regisseur bei sämtlichen Stücken, kurz, die conditio sine qua non bei allen Veranstaltungen. Da war Irmgard Borstel, die trotz ihrer neunzehn Lenze immer die komischen alten Schachteln spielte und wie spielte! Da war ihr Partner Schül Beese, der den jedermann völlig unverständlichen Spitznamen «das Töffelchen» führte, ein kleiner stupsnäsiger Bursche, der stets die größten Lacher hatte, weil er sich auf der Bühne so furchtbar dumm benahm, ob mit oder ohne Absicht war nie zu erfahren. Da hätte man noch sieben oder acht andere aufzählen können, denen die Gegenwart, dankbarer als die vergessliche Nachwelt, Kränze flocht — und doch, ein Fach war leer, an einer Stelle klaffte ein Loch, eine Wunde, die täglich schmerzte, und die bei jeder Vorstellung aufs neue zu bluten begann: es gab keine jugendliche Naive. Die weibliche Hauptrolle war unbesetzt. Es gab Mädchen, die spielen konnten, aber die waren dafür zu dick oder nicht hübsch genug, oder sie konnten nicht singen. Und die, die hübsch waren, konnten nicht spielen. Schon bei den ersten Weihnachtsstücken hatte sich der Mangel bemerkbar gemacht, doch da hatte man ihn noch vertuschen können. Dann bei der «Försterchristi» ging es los. Wer sollte die Titelrolle spielen? Es gab genug Aspirantinnen, und der Betzer-Edi hatte eine Engelsgeduld gehabt, und es immer wieder mit einer anderen versucht. Es ging nicht. Allmählich sahen es alle ein, sogar die Thronanwärterinnen selbst.

Da hatte schließlich der Betzer-Edi einen Schritt gewagt, den sich auch nur ein solcher Liebhaber der Götter und Menschen leisten konnte wie er. Er entdeckte Fräulein Knettenbroch, Fräulein Emmy Knettenbroch, aus — jetzt kommt das Furchtbare — aus Georgsbronn. Georgsbronn war der Nachbarort, mit dem die Martinstaler in mehr als hundertjähriger Feindschaft verbunden waren. Nie kam es vor, daß ein Mädchen aus Martinstal nach Georgsbronn oder umgekehrt heiratete, bei Schulausflügen wurde ängstlich darauf gesehen, daß man den andern Ort umging, am liebsten hätte man die Verbindungsstraße zwischen den beiden Orten abgebrochen, und man ließ sie absichtlich so verkommen, daß sie ein Auto nur mit der Gefahr eines Achsenbruchs passieren konnte.

Wir übergehen die Kämpfe, die es gab, als aus dem Munde des Betzer-Edi der Name Knettenbroch zum ersten Male fiel. Wir übergehen auch die ersten Proben

mit Fräulein Knettenbroch — so wurde sie trotz zweijähriger Arbeitsgemeinschaft noch immer genannt, um die Distanz zu ihr zu bezeichnen — genug, daß sie schließlich blieb und zu jeder Aufführung von ihrem Bruder, einem Metzger, in dessen Lieferauto über die verkommene und verdreckte Straße von Georgsbronn nach Martinstal gebracht wurde. Das Schlimmste war, daß die Martinstaler nicht wußten, wie sie sich zu ihr stellen sollten. Als sie das erstmal auf der Bühne stand, schlug ihr eine Welle von Haß und Abneigung aus dem Zuschauerraum entgegen. Aber schon beim ersten Akt-schluß war die Stimmung merkwürdig unentschieden gewesen. Fräulein Knettenbroch war ungewöhnlich hübsch, sie hatte eine erstaunlich gute und angenehme Stimme, sie spielte die «Försterchristl» mit einer solch natürlichen Anmut und solch echten Freude an Theaterspielen, daß die Martinstaler bei ihrem Urteil in eine peinliche Zwickmühle gerieten. Die Männer gaben zuerst nach, kein Wunder, bei den Mannsleuten genügte eine hübsche Fratze, und sie ließen alle Prinzipien schwimmen. Die Frauen blieben standhafter. Daß Fräulein Knettenbroch die «Försterchristl» zum Heulen schön gespielt hatte — gut, aber Georgsbronn blieb Georgsbronn. Man nahm das Privatleben von Fräulein Knettenbroch unter die Lupe, und die alte, zittrige Frau Knobel, die sonst jedem, auch dem anständigsten Menschen, etwas Böses nachsagen konnte, hatte sich sogar soweit überwunden, sich einmal für paar Tage bei ihrer Stiefschwester in Georgsbronn, mit der sie schon ewig verfeindet war, selbst einzuladen und drei volle Tage im feindlichen Lager zu verbringen, nur um irgend einen Fleck im Privatleben Fräulein Knettenbrochs zu finden, — umsonst, auch das private Dasein der «Försterchristl» war völlig makellos, und Frau Knobel, steinalt, gebeugt und zittrig, tappste nach drei angestrengten Tagen kopfschüttelnd, aber ohne die geringste Ausbeute über den Berg nach Martinstal zurück.

Die Dinge trieben dann freilich zum Äußersten, als man etwa von der vierten Vorstellung an merkte, daß der Betzer-Edi auf der Bühne das Fräulein Knettenbroch manchmal länger in den Armen hielt, als es nach seiner Rolle unbedingt notwendig sein mochte. Und als man dann, wenn von Fräulein Knettenbroch die Rede war, bei dem Betzer-Edi eine merkwürdige Gereiztheit und Nervosität wahrnehmen mußte, griff Frau Rüb ein, Frau Bäckermeister Rüb, deren Tochter Malchen mit dem Betzer-Edi noch nicht gerade verlobt, aber immerhin «versprochen» war; sie «gingen miteinander». Frau Rüb, die energisch und furchtlos war, ging gleich aufs Ganze und schlug zielsicher sofort auf den Punkt los, von dem das sich anspinnende Unheil gegen das Mal-

chen ausgehen mußte, nicht von dem labilen und beeinflussbaren Edi selbst, nicht von seinen Eltern, die eine ganz untergeordnete Rolle spielten, sondern von Frau Klopp, der Tante des Betzer-Edi, die das bestgehende Gemüse- und Kolonialwarengeschäft des Ortes hatte.

Frau Klopp war von Anfang an gegen die Verbindung mit Malchen Rüb, einem gutmütigen, aber pummigen und reizlosen Geschöpf. Sie meinte, «ihr» Edi könne etwas Besseres haben, ein Mädchen, das etwas Besonderes sei und aus einer feineren Familie als diese Rübs, wo man ihr bei einem Besuch einmal das Konfekt von einem simplen, am Rande zerschlagenen Suppenteller angeboten hatte. Tatsächlich war sie es gewesen, die ihrem Neffen das Fräulein Knettenbroch eingeredet, und der Edi brauchte nur gestoßen zu werden, um lichterloh zu brennen. Dieser Schlag war dann von Frau Rüb rasch pariert worden. Sie hatte so gut gearbeitet, daß es der Edi tatsächlich bei der zweiten Aufführung, bei den «Verliebten Leuten», nicht wagte, das Fräulein Knettenbroch spielen zu lassen. Doch das Fiasko, das das Stück erlitt, entschied gegen Frau Rüb und für die bisherige Personalpolitik des Betzer-Edi. Während der Spieldauer der «Winzergustel», in der Fräulein Knettenbroch aufs neue Triumphe feierte, blieben dann die privaten Dinge in der Schwebe; doch es herrschte ein latenter Kriegszustand zwischen Frau Rüb und Frau Klopp. Frau Rüb erklärte immer wieder, daß ihre Abneigung gegen die Darstellerin der «Winzergustel» nicht privaten Motiven entspringe, der Edi könne heiraten, wen er wolle, von ihr aus eine Schauspielerin, von ihr aus auch ein Mädchen aus einem andern Ort oder aus der Stadt, aber wenn er ein Mädchen aus Georgsbronn heirate, dann sei es aus und seine Tante werde dann die längste Zeit Gemüse verkauft haben. Wie sie ihre Drohungen in die Tat umsetzen würde, wußte niemand. Immerhin dachte auch Frau Klopp oft mit sorgenvoller Miene an die Folgen einer Georgsbrunner Heirat, nicht zuletzt im Hinblick auf die Kund-schaft ihres Ladens.

Da eröffnete sich plötzlich für Frau Klopp eine neue Möglichkeit, nach der ihr Edi, nun einmal fürs Höhere geboren, doch «was Feineres» finden könnte, ohne das Odium einer Freiersfahrt nach Georgsbronn auf sich nehmen zu müssen. Kurz vor dem achtzigsten Jubiläum der Turngesellschaft, kurz bevor die Wiederholungsproben für die Festaufführung der «Winzergustel» angingen, tauchte unter den Kunden von Frau Klopp plötzlich ein neues Gesicht auf, das die Tante des Betzer-Edi für ein paar Tage in schweres Nachdenken versinken ließ.

Dieses junge Mädchen, Veronika Bambach hieß sie, schien Frau Klopp einen ganz großen Trumpf gegen Frau Rüb in die Hand zu geben. Einmal — und das war das Entscheidende — war es offensichtlich, «etwas Besseres», sie sprach auch anders als die Mädchen in Martinstal, — viel vornehmer, fand Frau Klopp, — und sie hatte augenscheinlich auch die höhere Schule besucht. Das war das, was man für den Edi brauchte. Sie war nicht aus Georgsbronn, Frau Klopp hatte sie rund heraus gefragt, und das Fräulein Veronika hatte verwundert erklärt, sie kenne diesen Ort nur dem Namen nach, sie sei nie dort gewesen. Und endlich, jetzt kam das Ueberraschendste, sie interessierte sich brennend für das Theater und hatte Frau Klopp sogar gestanden, daß sie selbst schon Theater gespielt hatte. Wie nun, wenn der Edi dies Mädchen heiraten würde? Dann hatte er erstens die Frau, die er haben mußte, zweitens entging der Frau Rüb der Schwiegersohn, den sie haben wollte, und drittens könnte dem Betzer-Edi seine neue Braut dann doch die Rolle der «Winzergustel» und alle weiteren entsprechenden übernehmen; denn sie war dann ja durch ihre Verbindung mit dem Edi in Martinstal ansässig. Das Fräulein Knettenbroch konnte nach Georgsbronn zurückgeschickt werden und alle mußten zugeben, daß es letzten Endes immer wieder Frau Klopp sei, die das Beste für Martinstal wollte und auch erreichte. Frau Klopp schwindelte es förmlich bei dem Gedanken, wieviel Fliegen sie da mit einer Klappe schlagen würde.

Natürlich mußte man dies Fräulein Veronika Bambach zuerst noch etwas näher anschauen; sie war zwar sehr gesprächig, aber von sich selbst erzählte sie wenig. Frau Klopp wußte nur, daß sie — freilich nur vorübergehend — in einem kleinen Schrebergartenhäuschen vor dem Ort wohnte. Doch, wie auch immer; der ganze Eindruck war günstig und als Frau Klopp es unauffällig arrangiert hatte, daß der Edi einmal da war, als das Fräulein Veronika zum Einkaufen kam, hatte es keiner weiteren Nachhilfe bedurft, um ihm alle Gedanken an Fräulein Knettenbroch ebenso auszutreiben wie seinerzeit die Neigung zu Malchen Rüb. Er war von Fräulein Veronika so begeistert, daß er sich, da er doch einen Zug zur Kunst hatte, verpflichtet fühlte, ein Gedicht auf sie und an sie zu machen, das mit einer ausführlichen Beschreibung des geliebten Gegenstandes anhub, vorläufig aber noch Fragment war, da bis dahin nur die weichen, nachtschwarzen Haare der jungen Dame besungen waren. Ja, ja, so war der Edi! Vor zwei Tagen war das Mädchen erst aufgetaucht, und heute schon hatte er die erste Strophe des Gedichtes in der Tasche.

Der Edi hatte noch mehr in der Tasche, als er heute

(Fortsetzung Seite 1123)

## Zur Hautkräftigung und Bräunung!

Sie können Creme, Öl oder Nuss-Öl verwenden, wenn NIVEA auf der Verpackung steht. Nur Nivea enthält Eucerit, das Kräftigungsmittel für die Haut. Hierin liegt das Geheimnis des so begehrten, sportlich braunen Teints. Gleichzeitig vermindert Nivea die Gefahr des Sonnenbrandes. - Eine mit Nivea gekräftigte Haut ist wichtig für die Gesundheit des ganzen Körpers. Sie sind widerstandsfähiger gegen plötzliche Abkühlung und weniger empfänglich für Erkältungen.

In Dosen und Tuben  
Fr. 0.50 — 2.40  
NIVEA - ÖL  
Fr. 1.75 — 2.75  
NIVEA-NUSSÖL (braun)  
Fr. 1.50 und Fr. 2.25

SCHWEIZER FABRIKAT

Pilot A. G. Basel

154

Vormittag in den Laden der Tante Klopp kam, um auf Veronika zu warten, und als er es der Tante zeigte, nickte sie ihm stolz und aufmunternd zu. Es war das Rollenbuch zur «Winzergustel», in dem die Partien der Titelheldin rot unterstrichen waren. Das sollte Veronika so schnell wie möglich lernen, denn in zwei Tagen war die erste Wiederholungsprobe für die Festaufführung; dann sollte der Edi schon den großen Schlag führen, durch den gleichzeitig das Fräulein Knettenbroch und Malchen Rüb zerschmettert würden.

Es dauerte heute lange, bis Fräulein Veronika kam. Der Edi war schon ganz unruhig, und er half der Tante hin und wieder beim Abwiegen, um die Zeit besser herum zu bekommen. Zwischendurch war der Laden manchmal zehn Minuten lang leer, und Tante und Neffe konnten ungestört ihre umstürzlerischen Pläne bereden. Aergerlich nur, daß der Onkel dauernd da herumfuhrwerke. Ja, den gab es auch noch, Herrn Philipp Klopp, der zwar ein sehr bescheidenes und gedrücktes Dasein führte, aber immerhin juristisch gesehen der eigentliche Besitzer des Geschäftes war. Doch das hatte man längst vergessen, und er selbst wurde nicht gern daran erinnert. Er war ein kleiner, geduckter Mann, und er kam schon rein äußerlich neben seiner hageren starkknochigen Gemahlin nicht recht zur Geltung. Im Geschäft versah er auch meist den Innendienst, er machte Kisten auf und zu, band im Garten die Tomaten an, wechselte zer-sprungene elektrische Birnen aus und tat somit im allgemeinen nur das, was man «sich nützlich machen» nennt. Den Laden mied er, nachdem ihn seine Frau vor versammelter Kundschaft einmal mit einem riesigen getrockneten Stockfisch verdroschen hatte. Aber in den letzten Tagen war er dauernd da; Frau Klopp sah ihm verwundert und mißbilligend zu, als er jetzt die Maggi-Flaschen neu auffüllte. Was hatte er nur ewig im Laden zu suchen? Mit gerunzelter Stirn befahl sie ihm, den Hof zu kehren. Er ging zwar, aber sie merkte deutlich, wie zögernd und widerstrebend er dem Befehl nachkam.

Er war kaum draußen, da ging die Ladenklingel und Veronika erschien. Ausgerechnet der Zucker, den sie verlangte, war unten im Keller, und Frau Klopp bat um ein wenig Geduld, sie wolle selbst nach dem Zucker gehen. Sie hoffte, ihr Neffe werde dem Fräulein inzwischen die Zeit ein bißchen vertreiben, und sie warf Edi einen befehlshaberischen Blick zu, eh sie verschwand.

Veronika ließ sich auf einer Kiste nieder und sah Edi unsicher an. Die Dinge wuchsen ihr über den Kopf, das merkte sie immer deutlicher. Sie hätte lieber doch nicht ausgehen sollen. Zwar hatte noch keiner sie erkannt, die schwarze Perücke, die ihr der Chauffeur Max

verschafft hatte, veränderte das Gesicht vollkommen, da konnte sie unbesorgt sein. Schlimmer war, daß sie jetzt in die Winzergustel-Affäre hineingezogen wurde, und am schlimmsten war, daß man so furchtbar acht geben mußte, um sich nicht in den eigenen Lügen zu verirren. Was mit Andreas los war, begriff sie ebenso wenig, wie das empörend gleichgültige Verhalten der Polizei. Wäre dieser Edi etwas hübscher gewesen, hätte sie ja ein wenig mit ihm angebändelt, nur um Andreas damit zu ärgern. Aber nein, besser nicht! Nur die Proben zur «Winzergustel» wollte sie gern sehen, das gab doch etwas Abwechslung. Lieber mit den dümmsten Leuten reden als mutterseelenallein draußen im Häuschen sitzen. Nur dauernd unter Leuten sein, da dachte man nicht so viel an Andreas. Gott, jetzt hatte sie nicht zugehört, was der Edi da erzählte.

«... uns allen eine große Freude machen würden, und ich darf hinzufügen, daß es mir persönlich hervor-ragend schmeicheln dürfte, wenn ich mir sagen könnte, daß Sie es vielleicht auch ein wenig mir zuliebe getan hätten.» Edi atmete schwer auf und reichte Veronika mit der Rechten über eine Heringsstange hinweg das Rollenbuch, während er die Linke gegen das Herz preßte und Veronika von unten herauf mit oft geprobtem, verliebt schelmischem Blick ansah. Veronika blät-terte unentschlossen in dem Buch. «Ich würde das gern machen», sagte sie, «aber ich weiß ja noch nicht, wie lange ich hier in Martinstal bleibe.»

Edi legte wieder die Hand auf die linke Brustseite. «Beschwören Sie das noch nicht, Fräulein Veronika», meinte er und schüttelte mit übertriebenem Ausdruck den Kopf. «Vielleicht bleiben Sie länger, als Sie es heute noch glauben», setzte er beziehungsweise hinzu.

Damit kam er aufs rechte Gleis, und er suchte gerade nach dem nächsten Satz, der Veronika eröffnen sollte, welche Aussichten sich ihr in Martinstal boten, — da erschien Herr Klopp wieder im Laden.

«Die Tante sucht den Zucker!» schrie der Edi un-liebenswert, und er verlor ganz die Fassung als Lieb-haber. «Wilst du ihr nicht vielleicht helfen?»

Doch der Onkel ließ sich nicht beirren. Nicht nur, daß er es ablehnte, der Tante zu helfen, was Edi seit er denken konnte, noch nicht erlebt hatte, nein, er fügte noch hinzu, daß wenn jemand der Tante helfen könne, das wohl der Edi selbst sei, denn der Edi sei zweifellos jünger als er, — eine Bemerkung, die dem Edi völlig die Sprache verschlug und ihn übersehen ließ, daß der Onkel dem Fräulein Veronika mit einer hilflos che-valeresken Verbeugung «guten Tag» wünschte.

Als Frau Klopp etwa zehn Minuten lang unten im Keller auf einem alten Faß gesessen hatte, fiel ihr plötz-

lich auf, daß die regelmäßigen Besenstriche, die Herrn Klopps Arbeit bei der Hofreinigung angezeigt hatten, verstummt waren. Von bösen Ahnungen getrieben, stieg sie nach oben und fand im Laden eine äußerst beklommene Stimmung vor. Das Fräulein Veronika saß noch auf der Mehlkiste und blätterte im Rollenbuch, Edi, dieser Taps, stand dumm daneben und hinter dem Ladentisch drückte sich Philipp Klopp herum und trom-melte aufgeregt mit den Fingern auf der Tischplatte.

Es genügte ein Blick von Frau Klopp, um den Gatten Philipp hinwegzusehen. Schlimmer war, daß der Edi offensichtlich nicht zu Schuß gekommen war. Wenn man auch nicht bei allem dabei ist, dachte Frau Klopp mit einer Mischung aus Wut und Stolz über ihre Unentbehrlichkeit.

«Schönes Wetter heute», sagte sie, nur um das Schwei-gen zu brechen. Dabei dachte sie so angespannt nach, daß sie in der Zerstretheit noch mal zwei Pfund Zucker abwog, und zwar peinlicherweise aus der Zuckerschub-lade, die wohlgefüllt in dem Regal stand. Mitten im Abwiegen fiel ihr die Dummheit ein, zumal als sie sah, daß ihr Veronika verwundert zuschaute. «Ach, da ist ja noch Zucker!» meinte Frau Klopp, doch es klang leider nicht so überraschend wie es sein sollte.

«Da hätten Sie sich den Gang in den Keller sparen können», bemerkte Veronika so harmlos, daß man schon wieder nicht mehr wußte, ob es noch harmlos war.

«Scheint mir auch», pflichtete Frau Klopp bei und warf dem Edi einen unzufriedenen, strafenden Blick zu. «Du wirst dem Fräulein jetzt die Sachen nach Haus tragen!» kommandierte sie, und Edi nickte eifrig.

Veronika wehrte ab. Doch ohne Erfolg! Frau Klopp legte noch einen Salatkopf als Gratis-Zugabe auf die Einkaufstasche, die der Edi schon in der Hand hielt, dann zogen die beiden ab.

«Geht durch die Lehrstraße!» rief Frau Klopp ihnen noch nach. «Da ist es näher.»

Das stimmte zwar nicht, aber in der Lehrstraße war die Bäckerei Rüb, und vielleicht würde Frau Rüb die beiden sehen.

Edi drehte sich noch einmal um und sah sie verständ-nislos an. «Das ist doch ein Umweg!» rief er zurück.

Gott, was war nur in den gefahren, daß er so begriffs-stutzig war. «Geh an der Bäckerei Rüb vorbei und bestell mir für morgen früh einen Käsekuchen!» schrie Frau Klopp erbot zurück. Edi nickte. Na endlich! Frau Klopp konnte beruhigt sein, denn eben tauchte an der Ecke die alte Frau Knobel mit der bösen Zunge auf; die würde es schon herumbringen, daß sie die beiden zusammen hatte weggehen sehen. (Fortsetzung folgt)

H. Gröller

# Mehr als „Zahnpflege“



Hygienische Zahnpflege

ist notwendig um Ihre Zähne vor An-steckung zu schützen und sie stets rein zu erhalten. IMPLATA, die einzige Zahn-bürste mit eingelegter Metallplatte und verankerten Borsten, kann mit heißem Wasser sauber gehalten werden und er-möglicht deshalb eine wirksamere und absolut hygienische Zahnpflege.

## IMPLATA

BURSTENFABRIK  
EBNAT-KAPPEL ZAHNBÜRSTE MIT METALLPLATTE



Gepflegter  
Teint  
durch



# KAISER-BORAX

Parfümiert und unparfümiert erhältlich